«Ich suchte nicht nur nach Antworten, weil ich queer bin, sondern auch, weil ich schwarz und queer bin»

Ève Marie Perrin, 26, ist Fotografin, DJ, Organisatorin von Veranstaltungen und Lehrerin. Sie ist halb Schweizerin und halb Haitianerin und kämpft gleichzeitig gegen Rassismus, Sexismus und Homophobie. Porträt einer vielfältigen Aktivistin.

Interview : Marsali Kälin

Ève Marie Perrin, Sie sind in Haiti aufgewachsen, bis Sie 10 Jahre alt waren. Wie verlief Ihre Übersiedlung in die Schweiz?
In Haiti lebte ich mit meiner Familie in einem eher privilegierten Umfeld. Dann wurde die politische Lage instabil, und wir mussten das Land sehr schnell verlassen. Weil meine Mutter Schweizerin ist, sind wir in ihre Heimatstadt Yverdon (VD) gezogen. Bei meiner Ankunft hatte ich einen regelrechten Kulturschock. Auch mit meinen 10 Jahren wusste ich, dass das, was ich erlebte, ungerecht war. Zuerst wollten die Vertreter*innen des Schulsystems, dass ich ein Jahr wiederhole, ohne dass sie sich die Mühe gemacht hätten, meinen Wissensstand zu testen oder mit mir zu sprechen. In Haiti hatte ich ein sehr elitäres französisches Gymnasium besucht, aber für die Schule hier war es offensichtlich nicht vorstellbar, dass mein Niveau meinem Alter entsprach. Ich denke, dass mein haitianischer Akzent bei dieser Form der Diskriminierung eine entscheidende Rolle spielte. Nichtweisse Personen, die einen Akzent haben, werden oft als Analphabeten angesehen, obwohl sie oft mehr Sprachen sprechen als Weisse. Auch danach war ich mit rassistischen Diskriminierungen konfrontiert, die ich so nicht kannte. Einmal spuckte mich ein Mann am Bahnhof Yverdon sogar an und beschimpfte mich als «dreckige Schwarze». Ich erwähne dieses Beispiel oft, weil es zeigt, dass primitivster Rassismus auch in der Schweiz existiert. Aber was mich sehr viel mehr trifft, sind der gewöhnliche Rassismus und die alltäglichen Hindernisse wie die Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt oder das rassistische Profiling.

Wann und wie entstand aus der Erfahrung rassistischer Diskriminierung das Engagement in einem Kollektiv?
Nach zwei Jahren am Gymnasium Frauenfeld (TG), wo ich eine von nur drei afrikanischstämmigen Personen war, begann ich an der Universität Lausanne (UNIL) mit dem Medizinstudium. Ich hatte in meinem Umfeld oft über Rassismus diskutiert, aber einfach von Person zu Person, und entdeckte erst an der Universität das Vereinsleben. Nach rassistischen Vorfällen auf dem Campus, insbesondere Fällen von Blackfacing, schlossen wir uns zusammen, um Debatten und Vorträge zu organisieren. Weil man bekanntlich gemeinsam stark ist, gründeten wir die erste Vereinigung afrikanischstämmiger Studierender an der UNIL. Mir war es nicht nur wichtig, Probleme in Zusammenhang mit Rassismus auf theoretischer Ebene zu diskutieren, sondern auch einen Raum zu schaffen, in dem wir uns über Schwierigkeiten austauschen und uns gegenseitig unterstützen konnten.

Parallel dazu begannen Sie gegen Homophobie zu kämpfen. Wie erging es Ihnen mit diesem Engagement an zwei Fronten?
In der Studentenvereinigung afrikanischstämmiger Personen war es manchmal schwierig darüber zu sprechen, dass ich lesbisch bin. Die Vereinigung wollte dazu nicht unbedingt Stellung nehmen, wie dies oft geschieht, wenn Aktivistengruppen sich zu «anderen» Formen von Diskriminierung äussern sollen. Und auch wenn es mir gut tat, mich in der queeren Szene zu bewegen, war ich dort regelmässig mit Formen von rassistischer Unterdrückung konfrontiert. Diese Situation belastete mich, weil ich nicht nur Antworten suchte auf die Tatsache, dass ich queer bin, sondern auch darauf, dass ich schwarz und queer bin. Ich wollte nicht mehr zu Gruppierungen gehören, die nicht meine ganze Identität akzeptierten. Ich hatte mein Coming-out relativ spät, mit 22, und brauchte selbst Zeit, mir der beiden Aspekte meiner Identität bewusst zu werden. Ich glaube nicht, dass ich Angst hatte davor, ich wollte es eher nicht wahrhaben. Das mag verrückt klingen, aber trotz meines nicht vorhande-

«Primitivsten Rassismus gibt es auch in der Schweiz.»

«Es kommt vor, dass Homosexualität als im Widerspruch zur schwarzen Kultur stehend angesehen wird.»

nen Interesses für Männer und meiner Gefühle für Frauen brauchte ich sehr viel Zeit, um mir einzugestehen, dass ich lesbisch bin. Es war, als könnte ich mir nicht vorstellen, dass es diese Möglichkeit für mich tatsächlich gibt. Ich habe das seither oft bei nicht-weissen Personen erlebt, jedenfalls öfter als bei Weissen. Viele afrikanischstämmige Personen bezeichnen Homosexualität als «weisses Ding», das uns nicht betrifft. Ich will damit keinesfalls sagen, dass afrikanischstämmige Personen homophober sind als Weisse oder dass Schwarze generell homophob sind, aber es kommt vor, dass Homosexualität als im Widerspruch zur schwarzen Kultur stehend angesehen oder mit weissen, westlichen und antireligiösen Werten in Verbindung gebracht wird, gegen die man sich wehren muss. Ich denke, dass mir persönlich Vorbilder gefehlt haben, queere, nicht-weisse Personen, mit denen ich mich identifizieren konnte.

Photo: Céline Egger

Ève Marie Perrin

Nach Ihrem Medizinstudium haben Sie die Fotografie genutzt, um die queere afrikanischstämmige Community sichtbar zu machen. Weshalb haben Sie dieses Medium gewählt?

Ich kam etwas zufällig zur Kamera einer Freundin und fing an, meine nicht-weissen Freund*innen[1] zu fotografieren. Nach dem Mord an George Floyd im Mai 2020 dachte ich, dass es in der Schweiz wegen Corona keine Black Lives Matter-Demonstrationen geben würde. Ich fand es aber trotzdem wichtig zu protestieren, und sei es nur in digitaler Form. Ich fragte also sehr viele schwarze und vor allem queere Personen, ob ich sie fotografieren dürfe. Zuerst machte ich es nur, um mich zu beschäftigen, um nicht untätig zu sein und mich meinem Schmerz hilflos ausgeliefert zu fühlen. Ich hatte in keiner Weise damit gerechnet, dass das Projekt so gross werden würde. Nach über 3000 Fotos und Hunderten von Einzelgesprächen war mir klar, wie vielfältig die Emotionen angesichts dieser Ereignisse sind: von Trauer über Angst und Wut bis hin zu Unverständnis. Mein Ziel wurde mir so klar: aufzeigen, dass jede Person ein Individuum ist und ihre eigenen Gefühle hat und es keine Stereotypen gibt. Die Fotografie eignet sich als Medium gut dafür.

Welche Klischees wollten Sie vermeiden?

Wenn man für etwas kämpft, wird man auf eine kollektive Identität reduziert: Es werden alle in denselben Topf geworfen. Das Individuelle, die besonderen Erfahrungen, die einmalige Lebensgeschichte der Einzelnen gehen dadurch verloren. Die fotografischen Porträts hingegen zeigen diese persönlichen Erfahrungen. Es war mir zudem wichtig, die Grenzen der fotografierten Personen zu respektieren. Ich bin oft schockiert, mit welcher Selbstverständlichkeit in den Medien in der Berichterstattung über Kriege oder Naturkatastrophen Bilder von misshandelten schwarzen Körpern publiziert und geteilt werden. Für mich ist das Ausdruck einer ungesunden Neugier. Kürzlich sah ich furchtbare Bilder aus dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, nach einem Erdbeben. Demgegenüber gab es unter den Tausenden Bildern nach den Attentaten vom 11. September 2001 keine von Leichen. Diese Schamlosigkeit beobachte ich auch gegenüber der Sexualität von queeren Personen. In Interviews werden ihnen Fragen zu ihren sexuellen Praktiken oder ihren Genitalien gestellt, was man bei einer Cis- und/oder heterosexuellen Person nie tun würde. Ganz allgemein wurden Minderheiten, seien dies Frauen, Schwarze oder queere Personen, viel zu oft in der Geschichte in stereotyper Form dargestellt.

Sie haben zahlreiche Fotos auf Instagram veröffentlicht. Welche Rolle spielen die sozialen Medien bei Ihrem Engagement?

Mein Profil wurde nach und nach bekannt und bietet meiner Community Raum, um sich kennen zu lernen und sich zu mobilisieren. Ich teile dort auch

viele Informationen zu den Abenden, die ich mitorganisiere und an denen ich teilnehme. Es sind verschiedene sichere Veranstaltungen für queere und nicht-weisse Personen, insbesondere Ballrooms[2]. Auch wenn ich nie im Leben Influencerin sein möchte, ist Instagram eine wichtige Plattform für meine Arbeit, weil mich über diesen Kanal viele Anliegen erreichen. Für mich ist es ein wichtiges Instrument, um eine Botschaft zu verbreiten, eine Community zusammenzubringen und sie sichtbar zu machen. Die sozialen Medien werden oft als ungesunde Zeitfresser verteufelt, aber ich sehe sie positiv. Im Gegensatz zur Politik, in der ein paar wenige alle anderen repräsentieren, können sich in den sozialen Medien alle äussern. Positiv oder negativ, aber alle haben die Möglichkeit, es zu tun.

Erscheint Ihnen die institutionelle Politik unzugänglich?

Ja, total. Ich habe das Gefühl, das ist nichts für mich. Vielleicht weil die Themen, die mir wichtig sind, in der Politik nicht behandelt werden, weil es dort keine Jungen gibt oder weil ich mich nicht mit den Personen identifiziere, die ich in der Politik sehe. Mir als schwarzer Person wird ständig der Eindruck vermittelt, dass ich in der Schweiz nur als Gast geduldet bin. So ist es schwierig, sich akzeptiert zu fühlen, Vertrauen und ein Gefühl der Sicherheit aufzubauen, erst recht als lesbische Frau. Diese Sicherheit scheint mir aber eine Voraussetzung, um in die Politik einsteigen zu können, vor allem, wenn man für etwas kämpft, das einen persönlich betrifft. Natürlich ist es wichtig, dass es Menschen gibt, die dies tun, und ich bin ihnen dankbar dafür, aber ich glaube nicht, dass es etwas für mich wäre.

Was möchten Sie in Zukunft verändern?

Will man sich eine bessere Zukunft vorstellen, scheint es mir zentral, mit Veränderungen in der Schule zu beginnen. Als Lehrerin möchte ich die Leseliste diversifizieren, die Geschichten anderer Kulturen vermitteln, die die multikulturelle Schweiz prägen, oder aktuelle Themen wie die Migration behandeln. Meine Schülerinnen und Schüler gehen an Black Lives Matter-Demonstrationen, an Frauen- und Klimastreiks. Sie sind sich der strukturellen Ungerechtigkeiten in unserer Gesellschaft sehr bewusst. Leider sind dies in der Schule immer noch Tabuthemen, die schwierig anzusprechen sind. Dazu gehören auch Fragen zur Geschlechteridentität und zur sexuellen Orientierung. Viele Schülerinnen und Schüler kennen mein Instagram-Profil, wissen, dass ich Lesbe bin und stellen mir Fragen dazu. Manchmal zögere ich zu antworten, weil solche Fragen in der Schule immer noch heikel sind. Meine heterosexuellen Kolleginnen und Kollegen hingegen können ganz offen über ihre Frau, ihren Mann und ihre Kinder sprechen. Ich möchte, dass sich hier etwas ändert, vor allem für Kinder, die, wie ich damals, keine Vorbilder oder keinen Raum haben, um über sich zu sprechen. Die Schule kann ein gewalttätiger Ort sein zu einem Zeitpunkt im Leben, in dem man darauf nicht vorbereitet ist.

Übersetzung: IZE Language Services

«Ich bin schockiert, mit welcher Selbstverständlichkeit in den Medien Bilder von misshandelten schwarzen Körpern publiziert und geteilt werden.»

Marsali Kälin hat einen Master in vergleichender Literatur und Gender Studies und arbeitet als Kulturvermittlerin.

Anmerkungen

1 Der Asterisk* steht für non-binäre Personen.

2 Die *ballroom culture* ist eine Untergrundbewegung, die in den 1980er-Jahren in New York in der afrikanischen und lateinamerikanischen LGBTIQA-Szene entstanden ist.

Ève Marie Perrin auf Instagram: ev.e.prn

WHITE SILENCE IS VIOLENCE
POLICE
RASSISMUS TÖTET
POLICE
DIVERSITY IS FUTUR